1. Genius loci?

Für einen historischen Moment war Wittenberg einst eine weltbedeutende Nichtmetropole mit seinerzeit rund 400 Häusern, 2.000 Einwohnern und einer Universität, letztere gegründet 1502. Seit dem Ende des 16. Jahrhunderts bewirtschaftet die Stadt nunmehr tapfer ein Erbe, das mitunter etwas zu groß für die örtlichen Gegebenheiten wirkt. Dieses Erbe, die lutherische Reformation, hatte seinen Ausgangspunkt in der Wittenberger Universität Leucorea genommen, und die Reformation war auch eine Bildungsreform. Sie machte den Gedanken allgemeiner (Minimal-)Bildung unter den (evangelischen) Fürsten mehrheitsfähig, führte also letztlich zu Volksschule und allgemeiner Schulpflicht. Sie verhalf den um 1500 bereits virulenten Bestrebungen, die Wissenschaften aus ihrer spätscholastischen Erstarrung zu lösen, zum Durchbruch. Sie erzeugte eine Welle der Universitätsreform, die dann im 16. Jahrhundert durch die deutschen Kleinstaaten rollte. Mittendrin und die zentralen Ideen liefernd war dabei immer Philipp Melanchthon.

„Wittenberg und Bildung“ und „Wittenberg und Universität“ rufen daher bei vielen mannigfaltige Bilder auf und öffnen einen weiten Assoziationsraum. Entsprechenden Fragen kann sich schwer entziehen, wer an diesen Ort geht, um über Bildung und Wissenschaft zu forschen. Nun war zwar die Leucorea selbst im Zuge der preußischen Neuordnungen nach dem Wiener Kongress 1817 geschlossen worden.[2] Doch ohne die über dreihundertjährige Existenz dieser Universität wäre es 1994 nicht zur Gründung der Stiftung Leucorea gekommen, und ohne die Stiftung hätte es höchstwahrscheinlich auch keine Gründung des Instituts für Hochschulforschung gegeben. Da es nun aber so geschehen war, bleiben die Fragen Auswärtiger nach dem ‚Spirit‘ des Ortes nicht aus. Gibt es also einen Genius loci, der Hochschulforschern um die zweite Jahrtausendwende herum Inspirationen zu verleihen vermag? Ein wenig hängt die Antwort davon ab, wie man in dieser Hinsicht innerlich gestimmt ist.

Philipp Melanchthon

1518 trat Philipp Melanchthon (1497–1560) mit seiner fulminanten Antrittsvorlesung „De corrigendis adolescentiae studiis – Über die Neugestaltung des Universitätsstudiums“ seine Wittenberger Griechischprofessur an. In ihr entwickelte er das Programm seiner künftigen Universitätstätigkeit und stellte sich damit zugleich an die Spitze der bereits eingeleiteten Reformbestrebungen an der Leucorea (die durchgreifend freilich erst 1536 und 1545/46 gelingen sollten).

[2] qua ‚Vereinigung‘ mit Halle, vgl. Gottfried Krüger: Das Ende der Universität Wittenberg, in: Thüringisch-Sächsische Zeitschrift II/1917, S. 21-39, und Heinz Kathe: Die Vereinigung der Universitäten Halle und Wittenberg 1815-1917, in: Hermann-Josef Rupieper (Hg.), Beiträge zur Geschichte der Martin-Luther-Universität 1502-2002, Halle (Saale) 2002, S. 46-67

Er nehme es auf sich, so Melanchthon, die Sache der wiedererwachenden Wissenschaften „gegen diejenigen zu verfechten, die sich allgemein in den Schulen die Titel und Vorrechte von Gelehrten, aber als Ungelehrte mit barbarischen Mitteln … angemaßt haben“.[3] Er diagnostizierte eine Kulturkrise, sah deren Ursache in der Trennung von Religion und Wissenschaft, von Christentum und klassischer Bildung, und polemisierte gegen die verknöcherten Denkweisen und Lehrmethoden der Spätscholastik.[4]

Tafel 1: Albrecht Dürer: Philipp Melanchthon (1526)

In den folgenden 42 Wittenberger Jahren entwickelte er seine Gedanken zur Universität als wissenschaftlicher Lehranstalt fortwährend weiter. So könnte man sein „Encomium eloquentiae – Lob der Beredsamkeit“ (1523) im heutigen Verständnis als hochschuldidaktischen Text qualifizieren. In der jüngeren Vergangenheit, hieß es dort, seien alle Wissenschaften von der Art zu reden verdunkelt gewesen, so „daß nicht einmal die Professoren selbst mit hinreichender Klarheit wußten, was sie lehrten“. Dagegen setzte Melanchthon eine fest umrissene Methodik des Redens, wodurch die Studierenden einen beachtlichen Zuwachs an Urteilskraft erführen.[5]

In seiner Lobrede auf das Leben an Hohen Schulen „De laude vitae scholasticae oratio – Grundlegung des gesellschaftlichen Lebens in der Hochschule“ (1536) nahm er Humboldts staatstheoretische Einordnung des Universitätswesens vorweg: „Je besser der Zustand ist, in dem sich ein Staatswesen befindet, desto großzügiger verhält es sich gegenüber denen, die den Künsten und Wissenschaften nacheifern“, ermögliche es ihnen Muße, indem es „uns von niedrigen Arbeiten freistellt, damit wir uns ganz unseren heiligen Pflichten widmen können“.[6]

In zahlreichen Gutachten, um die ihn Fürsten und Professoren baten, formulierte Melanchthon schließlich auch höchst konkrete Empfehlungen zur Erarbeitung neuer Universitätsstatuten, Stellen- und Lehrpläne. In heutigen Worten ließe sich sagen, er habe sich hier zwischen Hochschulforschung und -beratung

---

[3] Philipp Melanchthon: Über die Neugestaltung des Universitätsstudiums – De corrigendis adolescentiae studiis, in: Hans-Rüdiger Schwab (Hg.), Philipp Melanchthon. Der Lehrer Deutschlands. Ein biographisches Lesebuch, München 1997, S. 21-35, hier 21

[4] Hans-Rüdiger Schwab: [Vorrede], ebd., S. 20

[5] Philipp Melanchthon: Lob der Beredsamkeit – Encomium eloquentiae, 1523, in: Michael Beyer/Stefan Rhein/Günther Wartenberg (Hg.): Melanchthon deutsch. Bd. 1: Schule und Universität. Philosophie, Geschichte und Politik, Leipzig 1997, S. 64-91, hier 71, 83

[6] unter dem sinnentstellenden Titel „… des gesellschaftlichen Lebens in der Schule“ in: Günther R. Schmidt (Hg.), Philipp Melanchthon: Glaube und Bildung. Texte zum christlichen Humanismus, Stuttgart 1989, S. 204-221, hier 215

bewegt.[7] Seine Vorschläge zur Leipziger Universitätsreform (Privilegia Academiae Lipsiensis, 1540) etwa umfassten

- einen gemeinsamen Fonds für alle Einkünfte der Universität, aus dem „die Gehälter nicht für die Müßiggänger, sondern für die [tatsächlich] Lehrenden“ zu zahlen seien,
- staatliche Stipendien für arme Theologiestudenten, „weil die wohlhabenderen sich anderen Wissenschaften widmen“,
- die Einführung von Disputationen statt nur Vorlesungen,
- konkrete Berufungsvorschläge – Camerarius etwa wäre „ein großer Gewinn, sein Lebenswandel ist durchaus ehrbar, und seiner Natur sind Parteiungen und Zwietracht zuwider“ –,
- schließlich die zu lehrenden Fächer und die in ihnen jeweils anzubietende Zahl der Veranstaltungen.[8]

Also in heutigen Begriffen, so man mag: Globalhaushalt und leistungsorientierte Mittelverteilung, BAFöG, *shift from teaching to learning*, akademisches Head Hunting, Modularisierung. Doch an sich verbieten sich platte Aktualisierungen, denn von der Reformation ist unsere Gegenwart durch die Aufklärung getrennt. Das zeigt sich auch an Melanchthons Entwürfen für die Universität. Konzeptionell wurzeln diese in seiner Wissenschaftstheorie, die sich aus seinen zahlreichen Büchern zu Einzelwissenschaften erschließen lässt (während er ein systematisches Werk über Erziehung und Unterricht nicht geschrieben hat, sondern es zu diesem Thema bei – allerdings nicht wenigen – Gelegenheitsschriften beließ).

Nicht der Student oder überhaupt der Mensch war hier das letzte Motiv. Vielmehr solle die Universität die Studenten über sich selbst hinausführen und ihnen helfen, „den verborgenen Grund ihrer selbst und ihrer Welt zu erkennen: Gott“. Die Universität sei eine Vorhut der Kirche Gottes und pflanze die Lehre der Kirche fort.[9]

Jeder einzelnen Wissenschaft weist Melanchthon entsprechende Aufgaben zu. Die Philosophie diene propädeutisch dazu, die rechte Methode theologischer Wissenschaft zu erwerben. Eine der Hauptaufgaben der Dialektik sei die Belehrung der Menschen über die Erkenntnis Gottes. Die Physik liefere über den kausalen Rückschluss von Wirkungen auf ihre Ursache Gottesbeweise. Die Arithmetik führe über die Unterscheidung der Zahlen zur Erkenntnis der Einzigkeit Gottes, „damit wir nicht denken, es gebe unzählige Götter“: „sie soll vor dem Polytheismus bewahren“. Die Geometrie hebe den menschlichen Blick von der Erde zum Himmel und führe so zur Erkenntnis Gottes. Die Astronomie, indem sie die

[7] vgl. Daniel Hechler/Peer Pasternack: Hochschulorganisationsanalyse zwischen Forschung und Beratung, Halle-Wittenberg 2012

[8] Philipp Melanchthon: Vorschläge zur Leipziger Universitätsreform – Privilegia Academiae Lipsiensis, 1540, in: Beyer/Rhein/Wartenberg (Hg.): Melanchthon deutsch, a.a.O., S. 106-109

[9] Hans Engelland: Melanchthons Bedeutung für Schule und Universität, in: Luther 1/1960, S. 24-41, hier 32

Gesetze der Bewegung bezeuge, verdeutliche, dass die Welt von einem ewigen Geist erschaffen sei.

Das Studium der Geografie sei wichtig, um Gottes Ordnung der Reiche zu wissen und Kenntnis der Örtlichkeiten zu haben, an denen die Stimme der Offenbarung ertönt und auf die im täglichen Gebet der Geist gerichtet sei. Die historische Wissenschaft lasse erkennen, wie die weltliche Regierung ursprünglich von Gott geordnet und wie die Welt davon abgewichen sei. Ohne Hilfe der Chroniken könne man die Propheten nicht verstehen, denn der Gang der Geschichte sei eine von Gott gewollte Bestimmung der Ereignisse, mit der er seinen Heilsplan in der Menschheit verwirkliche. Die Philologie befasse sich mit den alten Sprachen als Gefäße nicht nur irdischer Inhalte, sondern der himmlischen Lehre. Die Ethik, indem sie das Unterscheidungsvermögen zwischen gut und böse im Gewissen schule, bezeuge, dass Gott sei, wie Gott sei und dass er richte.[10]

Von den Sprachstudien bis hin zur Befassung mit naturwissenschaftlichen und philosophischen Problemen: Alles habe auf das Verständnis der Heiligen Schrift und ihre lebenspraktische Interpretation orientiert zu sein.[11] Melanchthon proklamiert insoweit für jede einzelne Wissenschaft eine doppelte Aufgabe:

> „Sie soll auf dem ihr eigenen Gebiet und mit den ihr eigenen Mitteln dem Menschen dienen, aber sie soll ihm zugleich den Weg zur Erkenntnis Gottes zeigen. Sie soll nicht nur dem Menschen, sondern auch Gott dienen, und dieser Dienst ist ihr eigentlicher, letzter Sinn."[12]

Vor diesem Hintergrund verwundert es nicht, dass Bildung und Universität wesentlich unter dem Aspekt ihres Nutzens für die Kirche gesehen werden. Das erste Bildungsziel ist, den „Willen Gottes zu kennen und entsprechend befolgen zu können, sowie damit das eigene Leben und die individuelle Schaffenskraft in den Dienst Gottes – und seiner Kirche – zu stellen".[13]

Daran nun kann eine nachaufklärerische Hochschulforschung nicht so recht anknüpfen, jedenfalls nicht vergegenwärtigend. Es muss dabei bleiben, durchaus staunend vor der inneren Geschlossenheit des Melanchthonschen Entwurfs der Wissenschaften als Gottesoffenbarungslehren zu stehen und diesen Entwurf als frühneuzeitliches Ereignis zu würdigen. Auch die Erinnerung daran, dass Melanchthons Universitätskonzept weit einflussreicher war, als wohl alles sein wird, was am HoF je erarbeitet wurde und noch wird, kann eine gewisse Demut motivieren: Die Universitäten Tübingen, Frankfurt a. d. Oder, Leipzig, Rostock, Heidelberg und Greifswald wurden unter direkter Beratung Melanchthons oder der Leitung eines seiner Schüler reformiert. Gleiches gilt für die Neugründungen in Marburg, Königsberg, Helmstedt und Jena.

---

[10] ebd., S. 32-35, m.N., und Markus Wriedt: Die theologische Begründung der Bildungsreform bei Luther und Melanchthon, in: Michael Beyer/Günther Wartenberg (Hg.): Humanismus und Wittenberger Reform. Festgabe anläßlich des 500. Geburtstages des Praeceptor Germaniae Philipp Melanchthon am 16. Februar 1997, Leipzig 1996, S. 155-183, hier 175f.

[11] Wriedt: Die theologische Begründung der Bildungsreform …, a.a.O., S. 172

[12] Engelland: Melanchthons Bedeutung …, a.a.O., S. 36

[13] Wriedt: Die theologische Begründung der Bildungsreform …, a.a.O., S. 170

Insgesamt aber muss der Rückgriff auf das 16. Jahrhundert als historisches Aperçu mit dem hier kurz Angerissenen erledigt sein. Die Erwähnung war zwar schwer zu vermeiden, wenn 20 Jahre eines Instituts resümiert werden sollen, das unmittelbar neben dem Wohnhaus Melanchthons residiert und dessen Mitarbeiter/innen tagtäglich aus ihren Bürofenstern in den Kräutergarten von Familie Melanchthon schauen (Tafel 2). Doch sollen hier auch keine hochschulforscherischen Kontinuitätsfiktionen in die frühe Neuzeit konstruiert werden.

Tafel 2: Blick aus einem HoF-Büro in den Garten des Melanchthon-Hauses (2016)

Im Weberhaus

Vier Jahre lang siedelte der Teil des Instituts für Hochschulforschung, der heute, 2016, das Institut ausmacht, nicht im Gebäude der Stiftung Leucorea. Von 2010 bis 2014 war der Hauptsitz des Instituts vielmehr im Wilhelm-Weber-Haus, gleichfalls in der Wittenberger Innenstadt gelegen (Tafel 3). Dort saß das Wissenschaftszentrum Sachsen-Anhalt Wittenberg (WZW), mit dem HoF in diesen Jahren verbunden war.

Der namensgebende Wilhelm Weber (1804-1891) hatte seine Kindheit in Wittenberg verlebt, wurde später in Göttingen Physikprofessor und stellte dort mit Carl-Friedrich Gauß (1777-1855) die erste Telegrafenverbindung her. Das sollte ihm dann z.B. in Daniel Kehlmanns „Die Vermessung der Welt“ einen kleinen Auftritt verschaffen: „So plauderten sie häufig. Weber saß drüben in der Stadtmitte im physikalischen Kabinett vor einer zweiten Spule mit einer ebensolchen Nadel. Mit Induktionsgeräten sandten sie zu verabredeten Zeiten Signale hin und her“.[14] 1837 gehörte Weber, gemeinsam mit den Gebrüdern Grimm, zu den Göttinger Sieben. Ihr Protest gegen die Aufhebung der relativ freiheitlichen Verfassung durch den Hannoveraner König führte zur Entlassung aus den Uni-

[14] Daniel Kehlmanns „Die Vermessung der Welt“, Frankfurt a.M. 2005, S. 281; vgl. auch Ernst Feyerabend: Der Telegraph von Gauß und Weber im Werden der elektrischen Telegraphie, Berlin 1933

versitätsämtern. Erst nach der Revolution von 1848 wurde dies durch einen Akt der Rehabilitation rückgängig gemacht.[15]

Tafel 3: Wilhelm-Weber-Haus in der Wittenberger Schloßstraße, 2010-2014
HoF-Hauptquartier: vor der Sanierung (2008, oben) und danach (2010, unten)

[15] vgl. Karl Werner/Konrad Werner: Wilhelm Weber, Leipzig 1976

Auch seine Brüder, Ernst Heinrich Weber (1795-1878) und Eduard Friedrich Weber (1806-1871), hatten ihre Kindheit im Weberhaus verbracht und waren Professoren geworden, beide für Anatomie und beide in Leipzig. Ebenda war wiederum auch Wilhelm Weber 1843-1849 Physikprofessor, bevor er erneut in sein Göttinger Amt eingesetzt wurde. Die dortige Akademie der Wissenschaften ließ ihm dann nach seinem Tode die Ehre einer voluminösen sechsbändigen Werkausgabe angedeihen.[16]

Interessanter aber ist in unserem Zusammenhang der Vater der drei Brüder, der Theologieprofessor Michael Weber (1754–1833). 1784 an die Leucorea berufen, lässt er sich der späten Wittenberger Aufklärung zuordnen – denn die Aufklärung hatte, nach der Dominanz der lutherischen Orthodoxie an der Leucorea bis ins frühe 18. Jahrhundert, auch in Wittenberg ihre Protagonisten. Zwar habe ihr, so Günther Mühlpfordt, ein „mächtiger Block altlutherischer Tradition" im Wege gelegen, doch „unter orthodoxer Decke verbreitete sich aufklärerisches Gedankengut. Die feste Stadt war nicht nur Trutzburg der lutherischen Barockscholastik, in ihr existierte auch eine getarnte feste Burg der Aufklärung".[17] Freilich wurde und werde die Wittenberger Aufklärung, „von der außerhalb eines kleinen Kreises von Fachleuten kaum jemand eine nähere, klare Vorstellung hat", bis heute unterschätzt.[18]

Michael Weber nun publizierte 1787 im „Wittenbergschen Wochenblatt" einen Aufsatz „Von einigen Fehlern, bey Beurtheilung des Wachsthumes der Academien, aus der Zahl der Studirenden". Dieser weist ihn als frühen Vertreter eines Typus aus, den Ulrich Teichler für die Gegenwart als „Gelegenheitshochschulforscher" apostrophiert hat, d.h. Wissenschaftler, die sich gelegentlich und zeitweise der Hochschule als Forschungsgegenstand zuwenden.[19] Webers Aufsatz war schon deutlich näher, als Melanchthon es sein konnte, an dem, was HoF seit 20 Jahren treibt: Er bezeugt ein weiter vorhandenes und nunmehr datengestütztes wittenbergisches Nachdenken über Universitäten (Tafel 4).

---

[16] Königliche Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen (Hg.): Wilhelm Webers Werke, Berlin 1892-1894.

[17] Günther Mühlpfordt: Die „sächsischen Universitäten" Leipzig, Jena, Halle und Wittenberg als Vorhut der deutschen Aufklärung, in: Karl Czok (Hg.), Wissenschafts- und Universitätsgeschichte im 18. und 19. Jahrhundert, Berlin [DDR] 1987, S. 25-50, hier 34

[18] Günther Mühlpfordt: Wittenberg und die Aufklärung. Zu seiner Bedeutung für die Kulturgeschichte der Neuzeit, in: Stefan Oehmig (Hg.), 700 Jahre Wittenberg. Stadt Universität Reformation, Weimar 1995, S. 329-346, hier 329

[19] Ulrich Teichler/Jürgen Enders/Hans-Dieter Daniel: „Hochschule und Gesellschaft" als Gegenstand der Forschung. Bilanz und Perspektiven, in: dies. (Hg.), Brennpunkt Hochschule. Neuere Analysen zu Hochschule, Beruf und Gesellschaft, Frankfurt/New York 1998, S. 219-249, hier 226f.

Tafel 4: Michael Weber zum Wachstum der Universitäten (1787)

Von einigen Fehlern, bey Beurtheilung des Wachsthumes der Academien, aus der Zahl der Studirenden

Wittenbergsches
Wochenblatt
zum Aufnehmen der Naturkunde und des ökonomischen Gewerbes.
23 Stück, Freytags, den 15 Junius 1787.
Unter Churfürstlich Sächsischem gnädigstem Privilegio.

„Wenn man von dem Wachsthume der Academie redet, bringt man die Anzahl der Studirenden vorzůglich mit in Anschlag. Man thut recht hierinne; (denn was ist eine Academie ohne Studierende?) aber es ist auch nicht zu läugnen, daß hierbey verschiedene Fehler begangen werden. Bald fehlt man in der Art zu zählen; bald in der Art, die Anzahl der Studierenden zu vergleichen; bald nimmt man auf die Beschaffenheit der Studierenden zu wenig oder gar keine Růcksicht, und bleibt bey der bloßen Anzahl stehen; bald irret man sich auch in der Bestimmung der Ursachen, welche die grőßere Anzahl der Studierenden bewirken sollen. […]

Von dem ersten Fehler. Was die Art zu zählen anbelangt; so irrt man sich auf dreyerley Weise, theils, wenn man die Anzahl der Eingeschriebenen und die Anzahl der Studierenden fůr eine und eben dieselbe hält, theils wenn man alle diejenigen, welche aus anderen Ursachen noch eine Zeitlang auf Academien bleiben, unter die Studierenden zählt, theils wenn man die Anzahl der neuen Ankőmmlinge nach den Inscriptionen eines halben Jahres berechnet. […]

Von dem zweeten Fehler. Es ist nicht genung, die Anzahl der Studirenden genau zu bestimmen; man muß sie auch, wenn man aus derselben einen richtigen Schluß auf das Wachsthum der Academien machen will, richtig vergleichen.

Da die mehrsten nur drey, einige vier Jahre auf Academien studieren, so darf man nicht bey einem, bey dem nächst vergangenen, academischen Jahre stehen bleiben. Man muß wenigstens die Summe von drey oder vier Jahren übersehen, und sie mit der Summe eines eben so großen vorhergehenden Zeitraums vergleichen. […] Nach den, unserer Academie so nachtheiligen, Unruhen des siebenjährigen Krieges hat sich freylich die Anzahl der Studierenden etwas vermehret. In dem Zeitraume vom Jahre 1759–1762 sind nur 273; in den folgenden vier Jahren (von 1763–1766) 369; in den folgenden (von 1767–1770) 432, dann (von 1771–1774) 486, hierauf (von 1775–1778) 467; weiter (von 1779–1782) 430; endtlich (von 1783–1786) 559 inscribiret worden. Allein diese Vermehrung, die nach dem siebenjährigen Kriege allmählich erfolgt ist, bleibt doch immer sehr unbeträchtlich, und man irrt sich gar sehr, wenn man meynt, daß unsere Academie das wieder geworden sey, was sie ehemals gewesen ist. […]

Von dem dritten Fehler. Doch man muß nicht bey der bloßen Anzahl der Studierenden stehen bleiben: man muß auch auf ihre Beschaffenheit sehen. Ist ein Land bloß deswegen glůcklich, weil es sehr bevőlkert ist? […] Und ist es nicht besser, wenig academische Bůrger zu haben, die durch ihren Fleis, durch die Art ihres Studierens, durch ihre gute Aufführung und ein gesittetes Wesen einer Academie Ehre machen, als viele, die entweder gar nicht, oder nicht recht studieren, die sich durch eine rohe und wilde Lebensart auszeichnen und einer Academie den Auswärtigen und Einheimischen Schande und Nachtheil bringen? […]

Von dem vierten Fehler. Endlich irren sich auch viele in der Bestimmung der Ursachen, welche eine größere Anzahl der Studierenden bewirken sollen, indem sie theils in einzelnen Fällen oder überhaupt falsche Ursachen angeben, theils einer Ursache zu viel oder alles zuschreiben. […] Könnte man einen jeden Studierenden fragen, warum er diese oder jene, und keine andre Academie bezogen hätte; so würde man den Irrtum vieler, die von falschen Ursachen träumen, leicht entdecken können.

Daß der Ruf, in dem die academischen Lehrer stehen, etwas zu diesem Wachsthume beytragen könne, wird niemand läugnen. Darf man aber diesen Ruf als die einzige Ursache dieses Wachsthums ansehen? Darf man die Verdienste andrer Lehrer, die vielleicht eben so groß, oder noch größer sind, verkennen? Man weiß ja wohl, was der vermynte oder wirkliche Ruf für ein Ding ist, man weiß es, daß thörichter Stolz, außerordentliche Eigenliebe, niedrige Kunstgriffe, niederträchtige Schmeicheley, unchristliche Menschengefälligkeit, erkauftes und erbetteltes Zeitungslob, unverschämte Lügen, günstige Zeitumstände, ungerechte Unterdrückungen andrer, und andre unerlaubte Mittel, einen solchen vorgegeben oderwirklichen Ruf sehr leicht bewirken können. […]

Der Ruf academischer Lehrer trägt nur dann etwas zu dem Wachsthume der Academien bey, wenn er ganz außerordentlich ist, und den Ruf derer, die auf anderen *Academien* lehren, merklich schwächt. Einen solchen hatte Luther und Melancton. Daß aber selbst ein so außerordentlicher Ruf nicht das meiste, sondern nur etwas zum Wachsthume der Academien beytrage, erhellet schon daraus, weil die Anzahl der hiesigen Studirenden zu Luthers und Melanctons Zeit war sehr groß, aber doch nicht die größte gewesen ist. Im Jahr 1544 wurden zwar 814 inscribiret; aber die größte Anzahl findet man erst im Jahr 1615, in welchen 872 inscribiret wurden […].

Einen weit größeren Einfluß auf dieses Wachstum der Academien haben folgende Ursachen: 1) die geringe Anzahl der Academien. 2) die gute Beschaffenheit eines Orts, seine gute Lage und Anmuthigkeit. 3) die Vorzüge der Einwohner, ihre gute Lebensart und ihre Reichthümer. 4) die Bibliotheken. 5) der Überfluß der Lehrer. 6) eine große Anzahl von Stipendien, Freytischen und andern Wohlthaten. 7) günstige Zeitumstände, und viele andere Ursachen, die ich itzt theils nicht nennen kann, theils nicht nennen will. […]“

Michael Weber: Von einigen Fehlern, bey Beurtheilung des Wachsthumes der Academien, aus der Zahl der Studirenden, in: Wittenbergsches Wochenblatt zum Aufnehmen der Naturkunde und des ökonomischen Gewerbes, 15. Junius 1787, S. 177-183

Doch auch dies kann hier nur eher eine Reminiszenz an das Haus sein, in dem dieser Text entstanden war und das dann 225 Jahre später den größeren HoF-Teil vier Jahre lang beherbergte. Erst ein weiterer Zeitsprung – in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts – führt zur eigentlichen Vorgeschichte des heutigen Instituts für Hochschulforschung.